



Wenn der Vater den Sohn erst mal mit „Star Wars“ infiziert hat, erkennt das Kind den dunklen Lord in beinahe allen Dingen



Ich würde mal behaupten: Die meisten von uns Frauen kennen sich mit „Star Wars“ nicht so gut aus. Bis wir Söhne auf die Welt bringen, haben die wenigsten von uns eine Ahnung, wer dieser ominöse Darth Vader ist, dessen Namen wir bisher höchstens vom Hörsagen kannten. Ausgestattet mit der „neuen“ unerschütterlichen Weiblichkeit, dachten wir: Wozu auch?! Die Zeit der Ohnmacht ist vorbei. Anbiederung ist über. Gleichberechtigung ist angezeigt. Aber Obacht: Hat man diese Science-Fiction-Typ erst mal im Haus, kann man als Mutter autoritäts-technisch einpacken.

Für die meisten von uns Frauen kommt diese Warnung natürlich zu spät. Denn: Zum „vorelterlichen“ Zeitpunkt ahnen wir noch nicht, welche unanfechtbare Vorherrschaft dieser „Darth“ in unserem Leben einnehmen wird. (Stichwort: Seine Mutter war Sklavin.) In Form von harmlos aussehenden DVDs wird der Gefürchtete mit samt seinem Starwars-Universum in kleinen Saturn-Plastiktüten von unseren Männern ins Eigenheim geschmuggelt und erst nach der Geburt des Sohnes ausgepackt, begleitet von gesungenen Fanfaren des Triumphes: „Dä-dä-dä-dä-dä-dä-dä!“ Die sechsteilige Georg-Lukas-Saga kann an dieser Stelle nicht mal im Ansatz von mir wiedergegeben werden, da sie derart verworren und komplex ist, dass ich den Wissensvorsprung der „Profis“ nie werde einholen können. Ich weiß nur so viel: Sith-Lord Darth Vader ist zu erkennen an seinem bodenlangen, schwarzen Umhang und der schwarzen, Wrap-Around-Plastikmaske, durch die er wie ein kaputter Staubsauger versucht Luft ein- und auszublasen. Sein Gesicht wurde nämlich – wie mir geduldig von einem achtjährigen Fan erklärt wurde – durch herum fließende Lava während eines seiner vielen Kämpfe komplett zerstört. Die Maske darf er niemals (!) abnehmen, weil er sonst stirbt. Außerdem ist Darth Vader total böse. Anfänglich war er allerdings noch ein lieber Junge und hieß Anakin (sprich: Änikän.) Skywalker. Im Grunde genommen symbolisiert er den klassischen, verlorenen Sohn, der dringend ein bisschen Liebe braucht, die ihm nur sein Sohn Luke geben kann. Beide haben nämlich auf tragische Weise ihre Mütter verloren; Darth hatte herumgetönt, er würde seine vor den Tusken-Räubern retten, hat aber kläglich versagt. Lukes Mutter starb bereits bei seiner Geburt. Küchenpsychologisch würde ich mal behaupten: Unterschwellig geben beide ihren Müttern die Schuld an ihrem unfreiwilligen Verschwinden. Aufgrund ihres verlustgebeutelten Schicksals verstehen sich Vater und Sohn blind, obwohl Darth böse und Luke gut ist, und sie sich pro forma dauernd bekämpfen müssen. In einem der Star-Wars-Teile meint Darth zu seinem Sohn – der ihn umbringen will: „Erforsche deine Gefühle, Luke. Ich bin dein Vater.“ Damit will er wohl sagen: „Ich kann mir alles erlauben.“ Zum Zeichen hackt er ihm gleich noch die Hand ab.

Laut meiner selbst durchgeführten Studie auf dem Spielplatz wussten die wenigsten Frauen von der Gehirnwäsche-Wirkung dieses Ausrufs, bis sie Mütter von Söhnen wurden, die – noch bevor sie ohne Hilfe ihre eigene Adresse aufsagen konnten – mit ihren Vätern einträchtig – mit übergeschlagenen Beinen und einer Tüte Chips – auf dem Sofa saßen und ein ganzes Wochenende über die Star-Wars-Trilogie „wegguckten“. Als nichts ahnende Mutti denkt man: „Okay, das find ich jetzt ein bisschen heftig, aber das ist wohl eine Art „Männerding“, was ich nicht so richtig verstehe.“ Exakt. Doch dieses „Männerding“ hat eklatante Auswirkungen auf das Familienleben. Es führt uns Frauen direkt zurück in die schwärzesten Stunden unserer Kindheit, in denen wir von den Jungs verklickert bekamen, dass man mit uns Heulsusen echt nicht spielen kann. Die Star-Wars-Trilogie – by the way bemerkt: mit einer FSK ab 12 Jahren – ist quasi das Einfallstor in eine Welt, in die wir Frauen schon wieder keinen Zutritt haben, weil wir – im Gegenzug zu damals – nun auch noch diejenige symbolisieren, die den Männern überhaupt die Wunden beigebracht haben: Wir

starben, bevor sie uns retten konnten. Übersetzt heißt das: In ihren Augen ist auf uns kein Verlass. Oder: Man muss sich vor uns schützen.

Diese tiefenpsychologische Analyse ist wichtig für uns Mütter. Sonst laufen wir Gefahr, das Vater-Slash-Sohn-Bonding allzu persönlich zu nehmen. Obwohl wir voll berufstätig sind, gelten wir oberflächlich betrachtet als die „Ahnungslosen“, die nicht wissen, was in der „Männerwelt“ und im Weltraum so los ist. Mit unseren banalen Wünschen: „Schätzchen, räum doch mal das Lego beiseite“, kriegen wir definitiv keinen Fuß in die Tür. Wie Darth und Luke behaupten Vater und Sohn selbstbewusst, sie hätten die Macht. Keiner kann sagen, woher die kommt, aber damit schließen sie alle aus, die nicht über sie verfügen (uns Mütter). Unter diesem ganzen Getue liegt, wie gesagt, die männliche Angst vor dem Verlust. Wenn wir Mütter daran erinnern, dass es um Punkt ein Uhr Mittagessen gibt, verstärken wir paradoxerweise diese Selbstschutzstrategie, dabei bieten wir de facto Geborgenheit. In den Augen unserer „Männer“ spielen wir allerdings nur die eindimensionale Barbie-Welt nach, gegen die man sich zur Wehr setzen muss. Denn: wie Janis Joplin einst schon sang: Freedom is just another word for nothing left to lose.

Durch diese unerwartete Genfer-Abtrennung in den eigenen Reihen kommt es in unserer weiblichen Psyche – wider besseren Wissens – zur Verknüpfung mit dem alten – ich nenne ihn jetzt mal: Grundschulschmerz – als unseren Barbies von den Jungs auf dem Pausenhof die Köpfe abgetrennt wurden. Damals wie heute müssen wir tapfer sein.

Seitdem wir Mütter aber wissen, dass wir nicht allein mit dem „Darth-Vader-Syndrom“ sind, wird auf dem Spielplatz nach Lösungsansätzen gesucht. Wir wollen in unserer Funktion als Erzieherin und Trostspenderin anerkannt und, um es mal – überspitzt zu formulieren – nicht erneut zum Symbol der „Spielverderberin“ werden. Wir wollen beweisen, dass man sich auf uns verlassen kann. An dieser Stelle sei angemerkt, dass wir Frauen nicht grundsätzlich etwas gegen Waffen im Kinderzimmer haben – obwohl einige von uns beim Lichtschwertkampf schon ziemlich hart verdroschen wurden. Inzwischen wissen wir durch den Psychoanalytiker Bruno Bettelheim längst, dass es für die Entwicklung unserer Söhne wichtig ist, dass sie mit „Monstern“ spielen, um Ängste, Rachegefühle und aggressive Fantasien auszuleben, ohne von uns Eltern dafür bestraft zu werden.

Und doch ist so ein Angriff natürlich niederschmetternd. Denn: Im Zuge der Emanzipation haben wir uns erfolgreich von der uns zugewiesenen Opferrolle befreit und die uns naturgegebene Führungsposition anerkannt und übernommen. Offenbar haben sich nun aber die Väter die Opferrolle geschnappt und wissen sie geschickt für sich einzusetzen. Mit Darth Vaders Unterstützung legen sie sich eine extrem gebrochene Identität zu, die dringend der Liebe und Loyalität des Sohnes bedarf. Aber nicht offensiv – sondern subkutan. Damit machen sie sich unantastbar. Der Sohn beschützt den Papa – nun auch noch vor der Mama. So, als sei man die, die ihn von einer wichtigen Mission abhält. Und zwar: die eigene Mutter / Frau zu retten, um nicht noch mal den Verlust ihrer Liebe erleiden zu müssen. Noch haben wir betroffenen Frauen keine Lösung für dieses Problem gefunden. Nur eins sei erwähnt: Wir sind gegen das dualistische Denken und Handeln. So, wie unseren Barbies damals von den Jungs die Beine ausgekugelt wurden, würden wir der Darth-Figur nie die Maske wegreißen. Wir wollen mitspielen. Wir sagen auch nichts gegen eure Welt, wenn ihr unsere akzeptiert. Vorschlag: Darth Vader verliebt sich in Barbie und die beiden machen einen Ausflug.

Vader unser

Er sieht bedrohlich aus, sein Atmen klingt auch nicht gerade gesund. Und das ist längst nicht alles! *Alexa Hennig von Lange* mahnt: Mütter sollten sich vor dem Einzug Darth Vaders ins Kinderzimmer hüten



Ich bin deine Mutter: Selbst wenn gestreift, selbst navytragenden Frauen übergestülpt bleibt Vader Vader

Was war noch gleich die Mehrzahl von Penis?

Der Taschen Verlag hat die lustigsten Ideen. Doch was soll man mit einem 3-D-Bilderbuch voller Geschlechtsorgane, fragt *Alexandra Kilian*

Penisse lautet der Plural von Penis. Denkt man. Zumindest wenn darüber schon mit Freundinnen philosophiert wurde oder man jemals in der dann hoffentlich frei gewählten Situation steckte (sic!), mehrere männliche Geschlechtsorgane gleichzeitig zu Gesicht zu bekommen. In der Fachsprache lautet die Mehrzahl von Penis nämlich Penes. Der Penis, die Penes. Oder die Penisse. Laut Duden sind beide Varianten erlaubt. Wikipedia liefert freundlicherweise Hörbeispiele, auch mit Silben getrennt, Pe-nis, Pe-nis-se, Pe-nes. Das ist letztlich aber auch wurscht, also egal, denn Fakt ist: Ich sehe nur noch Penisse. Große, kleine, lange, schmale, auch krumme, in Boxershorts, aus Holz, sogar auf Brot. Und daran ist weder der Frühling noch jahrelange Abstinenz schuld. Sondern Dian Hanson. Denn die hat ein Buch darüber geschrieben. Mit Bildern, natürlich, „The

Big Penis Book“ heißt es. Big, natürlich. Fragt sich, was man mit einem Buch voller Penisse anfangen soll. Oder kann.

In so eine Redaktion liefern Verlage ja immer jede Menge Bücher. Zum Rezensieren, zum Autoren kennenlernen. Spricht der Journalisten weder Thema noch Titel an, finden viele der Werke jedoch weniger Beachtung. Stapeln sich lieblos auf Redakteurstischen, werden



Rechts „The Big Penis Book“ vom Taschen Verlag, links Redakteurin Kilian mit 3-D-Brille bei der Rezension

wild in die Verwandtschaft verschenkt oder landen gar auf Altbücherbergen vor den Türen der Chefredaktion.

Nicht so „The Big Penis Book“. Knallrosa (der Hintergrund) und mit – wer hätte das gedacht – Gemächt auf dem Titel liegt es seit zwei Wochen hier im Stil-Ressort. Und alle, wirklich alle, haben ihn, also es, sich schon angesehen. Haben die beiliegende 3-D-Brille ins Gesicht geklemmt, mutig oder auch gierig nach dem platztelegroßen Bildband gegriffen – und „ihh“ oder „uuuh“ gerufen. Denn mit dieser 3-D-Brille, da lassen sich die Fotografien noch einmal, sagen wir, eindrucksvoller erleben. „Boah, der springt einem ja ins Gesicht“, stellte eine Kollegin fest, die pflichtbewusst im Band blätterte.

Man will ja nicht als prüde gelten. „Dass man so was überhaupt in 3-D darstellen kann“, wunderte sich die Nächste und „Gibt’s da auch einen, der ‘nen kleinen Penis hat?“, fragte die Dritte.

Gibt es nicht. Über 400 Fotografien der letzten 40 Jahre, seit die sexuelle Revolution der 70er-Jahre den Ganz-Akt möglich machte, offerieren freien Blick auf überdurchschnittlich große Phalli. „Größe ist wichtig“, titelt Dian Hanson in der Einleitung. Fotografen wie AMG-Gründer Bob Mizer, „Colt“-Magazine-Herausgeber Jim French oder Fred Bisonsnes, Art Director des schulen Lifestyle-Magazins „The Advocate“ lieferten die Aufnahmen und, auf Anfrage der Herausgeberin, auch Kurzporträts der Models, die sich am Ende des Bandes befinden. So sinniert David Hurler, dessen Bilder zwischen 1969 und 2002 entstanden, über sein Model Tico: „Er hatte

nicht nur einen atemberaubenden Körper von klassisch-antiken Zuschnitt, er war auch ein guter Mensch.“ Und Fred Bisonsnes schreibt über Jeff: „Er bestand darauf, nicht ohne Erektion fotografiert zu werden, weil zwischen schlaff und aufgerichteter Welten lagen.“

Aha. Nachdem die erste weibliche Neu-Gier (es gibt erstaunliche Penisvarianten) befriedigt ist und vorpubertäre Witze (ja, „befriedigt“, und ja, „Penis, Penis, Penis“) verdrängt sind, kommt schnell die Frage auf, was jetzt zu tun sei mit diesem Buch. Länger als fünf Minuten durchblättern funktioniert nicht, dazu ersticken die feist grinsenden oder auch eindringlich starrenden Männer à la „Weißt Du schon, ne?“ mit ihren Penissen in der Totale jegliches zarte Aufblähen einer Fantasie. Die Dinger drängen sich derart auf, dass nach dem ersten Lachanfall die Brille von der Nase

genommen ist und ein verwirrtes Frauen-Ich zurückbleibt. Inhaltlich bietet „The Big Penis Book“ zwar einen fundiert recherchierten und interessanten Essay über die Entwicklung der männlichen Aktfotografie – aber wer will in so einem Buch überhaupt etwas „lesen“? Bei Jorge klemmt zudem eine fremde Männerhand am Glied – welche Frau schon mal einen Schwulenporno gesehen hat, weiß, dass da wenig Eigenwärme aufkommen kann. Und irgendwann ist auch einfach mal gut mit Penis.

Die ganzen Penes mit nach Hause nehmen kommt also nicht infrage. Obwohl mich Freundinnen dafür geißeln werden. Aber das „ihh“ und „uuuh“, das kenne ich ja schon aus der Redaktion. „Ein großer Penis macht einen Mann nicht zu einem besseren Mann“ schreibt Hanson. Viele große Penes ein Buch auch nicht zu einem besseren.